

JAN WERICH

Italienische Ferien

*Erstdr. 1960
(Auszug)*



JAN WERICH

Geb. 1905 in Prag, gest. 1980 ebd.

Die Karriere des populären Theater- und Filmschauspielers, der sich auch als Dramaturg und Schriftsteller betätigte, nahm im 1925 vom „Devětsil“ gegründeten „Osvobozené divadlo“ (Befreites Theater) ihren Anfang. Dort führte der Jusstudent mit seinem Kommilitonen Jiří Voskovec (1905–1981) 1927 die „Vest pocket revue“ auf, die ursprünglich nur für den Freundeskreis bestimmt gewesen war. Bis zum Jahre 1938 brachte das Duo, das als V+W in die Theatergeschichte einging, insgesamt siebenundzwanzig Stücke zur Aufführung, mit denen es eine witzige und intellektuell anspruchsvolle Theaterform mit Revuecharakter begründete, auf der zum Teil das in den sechziger Jahren in Prag aufblühende sog. „Theater der kleinen Formen“ fußte. In den dreißiger Jahren traten im Repertoire der beiden Künstler die dadaistischen, clownesken Inszenierungen auf Grund der politischen Entwicklung zurück hinter antifaschistische Satiren wie „Cäsar“ (1932), „Osel a stín“ (Der Esel und der Schatten, 1933) oder „Kat a blázen“ (Der Henker und der Narr, 1934). Nach der Rückkehr aus dem amerikanischen Exil (1939–1945) spielten sie bis Voskovec's nunmehr endgültiger Emigration in die USA im Jahre 1948 in ihrem eigenen Theater „Divadlo V+W“. 1974 trafen die beiden ein letztes Mal in Wien, um eine später in New York herausgekommene Schallplatte aufzunehmen. Neben von seinen Reisen inspirierten Erzählungen, wie „Italské prázdniny“ (Italienische Ferien, 1960) oder „Americké příběhy“ (Erlebnisse in Amerika, Toronto 1983, als „Lincoln 1933“, Prag 1990), veröffentlichte Werich 1960 eine Sammlung von Märchen mit dem Titel „Fimfarum“. Die Reiseerzählung „Wien bleibt Wien“ steht am Beginn einer neuen Annäherung tschechischer Schriftsteller an die einst so kritisierte Metropole der Monarchie.

„WIEN BLEIBT WIEN“

[...] Na, und wir fuhren los in Richtung Wien.

Bestrebt, meine Tochter zu informieren, wohin wir eigentlich fuhren, begann ich mich zu erinnern, wie viele Wien ich kannte.

Ich begann bei den Zeiten, als wir in der Schule „Gott, erhalte“ gesungen hatten. Der erste Weltkrieg hatte in dem zehnjährigen Buben, dem er nur durch die Kohlrüben zum Mittag- und die Blutwürste zum Abendessen Verletzungen zugefügt hatte, ein seltsames Gemisch von Erinnerungen zurückgelassen. Und von allen am meisten war der ganz merkwürdige Geschmack eines ganz merkwürdigen Patriotismus zurückgeblieben, der sich, wo auch immer in Böhmen vor dem Jahr 1918, in allegorischer Form hätte ausgezeichnet auf den Vorhang eines Laientheaterspielervereins einer Handwerkerbeseda malen lassen. Libussa gäbe es dort, bestimmt einen Bienenkorb der Sparsamkeit, ein Zahnrad schon damals der Arbeit wegen, und irgendwo in einer Ecke würde ein Student sitzen und auf seinen Knien mit einem Federkiel etwas gegen Wien schreiben.

Gegen Wien zu sein, lag in Böhmen in der Luft. Bei uns in der Familie war das materiell begründet durch eine gewisse Wienerin namens Mitzi, die sich einer meiner drei Onkel aus Wien mitgebracht hatte. Mein Kinderverstand konnte nicht begreifen, worin ihr Vergehen bestand, besonders, weil sie mir so gut gefiel. Später dämmerte mir, daß sie meinem Onkel wahrscheinlich teuer war, kurzum, daß Geld dabei eine Rolle spielte, und das mußte Wien büßen, denn ein Prager hatte mit einer Tschechin zu gehen, das war billiger und patriotisch. Im großen und ganzen, mit Ausnahme der Operette, die wir an Wien tolerierten und bis heute tolerieren, gehörte es zu einem Prager und zur damaligen Zeit, gegen Wien zu sein.

Jana belustigten diese Mythen. Sie verglich die einstigen Chauvinismen mit den heutigen und gelangte zu der Ansicht, daß es sich damals im Vergleich zum Heute um eine Fassung für die Jugend



Blick über die Wiener Innenstadt (um 1970)

„Einmal vor Jahren, flog ich von Prag nach Brünn. Europa war im Nebel verschwunden, nur Wien rettete die Schiffbrüchigen. Damals war Österreich für uns noch terra prohibita. Die Busfahrt durch die weihnachtlich geschmückte Mariahilfer Straße war ein Traum, unwirklich. Ebenso unwirklich war heute nachmittag Rom.“

P. Kohout, „Aus dem Tagebuch eines Konterrevolutionärs“ (1969)

Blick über das Gartenparterre und das Untere Belvedere auf die Wiener Innenstadt (1955)



gehandelt hätte. Ich glaube nicht, daß sie recht hatte. Es ist eigenartig auf der Welt: Was sich am raschesten in der Erinnerung verflüchtigt, wenn Menschen sich dumm verhalten haben, ist die Grausamkeit. Die Menschen vergessen sie aus dem natürlichen animalischen Verlangen, nicht ständig an Häßliches denken zu müssen. Wenn die Grausamkeit verfliegen ist, bleiben nur das Lächerliche und Dumme zurück, und die Jungen haben dann den Eindruck, daß das gegenüber der grausamen Gegenwart nichts gewesen sei. Der Chauvinismus war eine böse Dummheit und wird es auch stets bleiben.

Wir fuhren ins Zentrum von Wien hinein, an einem Theater vorüber, wo Voskovec und ich vor Jahren etwas angestellt hatten, was wir vielleicht nicht hätten tun sollen, was sich aber trotzdem gelohnt hat.

Das war so: Nach langen Vorbesprechungen ließ ein Mann, der vielleicht ein Verrückter, vielleicht ein Betrüger, vielleicht ein bißchen was von beidem war, unser Stück „Cäsar“ übersetzen. Er mietete ein Theater und begann mit den Proben. Unsere beiden Rollen vertraute er zwei Wiener Schauspielern, bekannten und erfahrenen Veteranen, an. Regie führte der Herr Unternehmer.

Als wir die Einladung zur Premiere erhielten, reisten wir nach Wien. Es war eine festliche Premiere, das heißt, sie wollte festlich sein. In der Proszeniumsloge saß der Bürgermeister der Stadt Wien, ein alter Herr, mit seiner Familie. Das Theater war nicht voll, im Gegenteil. Man könnte auch sagen, das Theater war halbleer. Der Herr Unternehmer hatte nicht das Vertrauen der gewiegten Wiener gewinnen können, und den Herrn Bürgermeister hatte es durch weiß Gott welches Mißverständnis dorthin verschlagen.

Nach einem sehr mißlungenen Vorspiel ging der Vorhang auf, und das Spiel begann. Jeder Autor eines Theaterstücks wird Ihnen bestätigen, daß es immer schockierend ist, wenn man sein Stück zum ersten Mal auf der Bühne sieht. Für uns jedoch war es kein Schock, weil das Stück, das wir zu sehen bekamen, nicht unser Stück war. Da und dort gab es zwar eine gewisse Ähnlichkeit, Cäsar und Kleopatra bewegten sich auf der Bühne, das stimmt, aber das war wahrscheinlich schon alles. Wir warteten auf die Szene, in der die Schauspieler, die unsere Rollen spielten, auftreten sollten. Sie kamen. Sie taten uns unendlich leid. Sie erfüllten die Wünsche des Regisseurs, so gut sie konnten. Die Rolle beherrschten sie nicht. Sie

konnten es nicht. Der Herr Unternehmer hatte unentwegt dazugeschrieben, gestrichen und umgeschrieben.

Im Zuschauerraum wurde ein ungutes Geräusch laut. Die spärlich besetzten Reihen lichteten sich, und es trat die Gefahr ein, daß in der Pause keine Menschenseele mehr im Zuschauerraum sein würde.

„Es wundert mich“, sagte ich zu Voskovec, „daß die Leute nicht zu pfeifen beginnen.“ Er blickte mich verträumt an. „Wie wär’s, wenn wir, als Autoren ... was meinst du?“ Und so erhoben sich zwei Autoren in ihrer Loge und begannen zu pfeifen. Die Wiener schlossen sich an, es wurde gepfiffen, gebuht, der Herr Bürgermeister räumte samt Familie die Loge. Das Licht ging an vor Ende der Vorstellung, und der Vorhang wurde heruntergelassen.

Wir gingen ins Hotel. Wir verspürten leichte Gewissensbisse wegen dieses kleinen Skandals und auch etwas Freude über die Rache an dem Herrn Unternehmer. Wir hatten vor, uns aus Verlegenheit zu besaufen, unsere Frauen jedoch brachten uns davon ab. Sie hatten gut daran getan, denn der Herr Unternehmer kam uns ins Hotel nach, zeterte auf deutsch herum und wollte uns ohrfeigen. Weil wir zwei, außerstande auf deutsch zu schimpfen, nur würdevoll schwiegen, wurde er vom Hotelportier als Betrunkener eingestuft und als ein solcher weggebracht. Ich sah ihn nie wieder.

Auf Grund der Umleitungen gelangte ich mit Jana immer wieder von neuem in Vorstädte von Wien, so daß wir genug Zeit hatten, um zu bemerken, daß Ende des vorigen Jahrhunderts zwischen dem Aussehen Smichows oder Karolinenthals in Prag und einigen Wiener Bezirken kein großer Unterschied hatte sein können. Sie sind alle auf gleiche Weise trostlos *bürgerlich* häßlich.

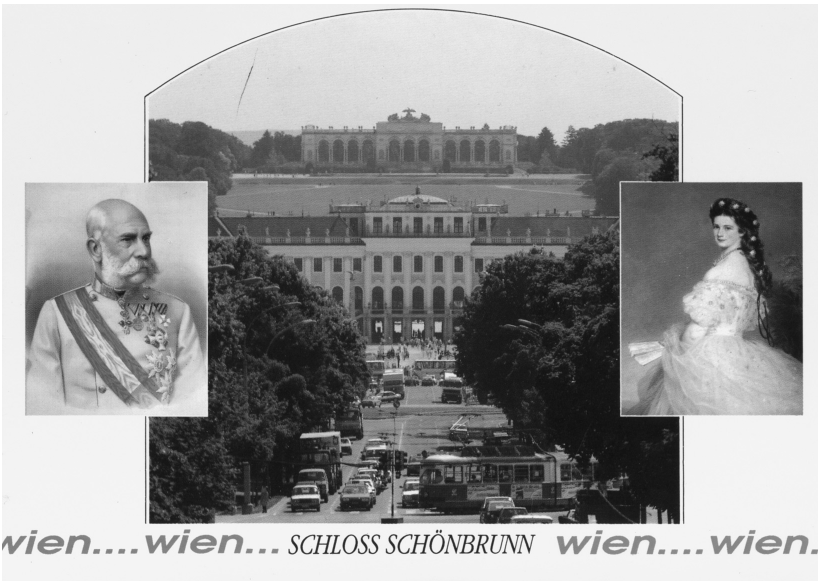
Nach dem Ersten Weltkrieg war es nicht empfehlenswert gewesen, in Prag über gemeinsame Eigenschaften von Prag und Wien zu sprechen. Immer fand sich irgendein Biederer, der mit der Faust auf den Tisch drosch, daß die Bierkrügel klirrten, und mit der Stimme eines Altschechen ausrief: „Es reicht! Dreihundert Jahre lang haben wir gelitten!“

Heute, fast ein halbes Jahrhundert nach der Abtrennung von der Stiefmutter Wien, kann mich niemand einer österreichisch-monarchistischen Gesinnung verdächtigen, wenn ich erkläre, daß Wien und Prag vieles gemeinsam haben, und ich eben deswegen Wien mag. Die gemeinsame Zunge. Durchaus nicht die, mit der



Ansichtskarte: „Wiener Walzer“
(Edition Skye)

Ansichtskarte: Schloß Schönbrunn mit
Gloriette (Horowitz & Weege)



wien...wien... SCHLOSS SCHÖNBRUNN wien...wien.

man spricht. Die, mit der man schmeckt. Beuschel auf Wiener Art, kennen Sie das? Oder Wienerschnitzel, Wiener Gulasch? Und das Theater, die Oper, die Kaffeehäuser und die Weinlokale. Und wenn es Leute gibt, denen ein gutes Essen nichts sagt, dann sollen sie eine Wiener Galerie aufsuchen. Und anschließend können sie sich einen Tafelspitz mit Essigkren gönnen, statt einer Mehlspeise mit der Tramway über die Mariahilfer Straße fahren, wo man mit dem Schaffner tschechisch reden kann. Das ist bei mir kein Ausland mehr, das ist Wien, nämlich eines von vielen Wien, denn es gibt mehrere Wien, damit haben wir begonnen.

Das komisch-nostalgische Wien hängt in den Auslagen der Papierhändler. Es schaut aus Fotografien, die aus Negativa angefertigt wurden, die man durch das Fotografieren von Positiva erhalten hat, deren Negativa schon verlorengegangen waren. Es blickt uns aus den Augen Seiner in verschiedene Uniformen gekleideten Majestät Franz Joseph des Ersten an. Ich ging mir ein solches Foto kaufen – schließlich hatte ich im Realgymnasium immer über ihn gesungen: „... gib, daß ihm vom Glauben die Macht vergeht!“ – und ich mußte warten, weil irgendein uraltes Fräulein in Schwarz sich lange nicht zwischen dem Monarchen in der Fronleichnamfestuniform und dem Monarchen in Tiroler Lederhosen mit Hosenträgern entscheiden konnte. Ich beschloß, es sei die Gräfin Mariza.

Nicht weit von der Karlskirche gibt es ein kleines Hotel, wo ich gerne absteige. Zu seinen vielen Vorteilen zähle ich auch sein Interieur. Es stammt sichtlich aus der Blütezeit der Monarchie, es ist sehr österreichisch-ungarisch in Hinblick auf die Höhe der Zimmer und die geätzten Glasscheiben in den Türen. Doppeltüren bis zum Plafond auf langen Gängen mit einem roten Läufer, zwei Paar Schuhe vor jedem Zimmer, Herrenschuhe und Damenschuhe – Stöckelschuhe, das genügt, daß die Erinnerung an sehr junge Jahre und an eine sehr frühe Vorstellung von Pikanterie in mir wach wird. Gäbe es da nicht den Expreblift und den Espresso, wäre es, glaube ich, leicht möglich, daß mir in jenem kleinen Hotel ein Schnurrbart hervorsprießen würde, zu dem sich noch eine Bartbinde, ein Zelluloidkragen am Hals und ein Zylinder oder eine Melone auf dem Kopf gesellen würden. Ich würde an einem Marmortischchen sitzen und einen Capuccino schlürfen, währenddessen sich eine mit ihrem Seidenunterrock raschelnde Dame zu mir setzen und sagen würde: „Ich bin Josefine Mutzenbacher und möchte gerne Ihre Bekanntschaft machen.“

Träume sind Träume, und das Gestern ist ein Trümmerhaufen, heute haben wir elektronische Gehirne, und ich sitze hier mit meinem Sprößling auf dem Weg nach Rom.

Ich schlürfe an meinem Espresso und studiere den Werbeprospekt eines Reisebüros, das mir eine Stadtrundfahrt durch Wien per Omnibus anbietet.

Ich hatte einmal vor langer Zeit in einem Film einen Fremdenführer im Omnibus gespielt, in Wirklichkeit aber war ich nie als Tourist in einem Autobus gesessen. Immer hatte ich mich allein in fremden Städten herumgedrückt, ohne einen Fremdenführer, und die Leute, die mit Fotooptik behangen die Fremdenführer umringten und ihre Köpfe in die Richtung drehten, die diese ihnen vorgaben, sogar verachtet.

Ich entschloß mich, das Versäumte nachzuholen, umsomehr als das Reisebüro meine Theorie von der Vielheit Wiens in der Praxis umsetzte. Es bot mir das historische Wien, das klassische Wien, das nächtliche Wien, Wien bei Tag, ein klassisches nächtliches und viele weitere verschiedene Wien zur Besichtigung an. Wir kauften Tickets für das historische.

Heute weiß ich, daß es ziemlich gleichgültig ist, welches Wien Sie wählen. Sobald Sie eingefangen sind, werden Sie herumgekarrt, wohin die wollen, und es gibt keine Gegenwehr, weil Sie ein Ausländer sind. Der Fremdenführer beherrschte viele Sprachen, von denen er in dreien Erläuterungen abgab: in englisch mit schwerem italienischen Akzent, in französisch mit leichtem englischen Akzent und in italienisch völlig akzentfrei, zeitweise half er sich aber mit Deutsch aus. Der Autobus dürfte ursprünglich für Zwerge vorgesehen gewesen sein, so daß wir, als man uns beim Belvedere das erste Mal aus ihm hinausjagte, lange mit gebeugten Knien herumzockelten, und die Leute von den anderen Bustouren sich nach uns umdrehten. Mir fiel später ein, ob man uns vielleicht nicht den anderen Touristen gegen Bezahlung herzeigte.

Der Omnibus fuhr, ohne anzuhalten, durch Wien. Der Sprecher gab Erklärungen ab, und die Insassen des Busses drehten die Köpfe hin und her wie das Publikum bei einem Tennismatch. Irgendwo hinter dem Burgtheater kam ich aus dem Rhythmus und drehte meinen Kopf immer gegen die Richtung der übrigen, so daß ich vom Burgtheater bis zum Riesenrad nur das kenne, was den Sehenswürdigkeiten *gegenüber* liegt. Es ist erwähnenswert, daß sich gegenüber dem Haus, wo Johann Strauß gewohnt hat,

eine große Firma mit dem christlichen Mädchennamen Olla befindet.

Eine Stadtführung in drei Sprachen ist keine schlechte Idee. Was man in der einen Sprache nicht verstanden hat, schnappt man in der anderen auf, und wenn man das nachher in seiner Muttersprache zu Ende denkt, sieht man ein völlig neues Wien. Unser Reisebegleiter betonte, vor allem bei auf einen Konsonanten auslautenden Wörtern, die Endungen so suggestiv, daß ich meine Tochter unter seinem Einfluß mit ganz untschechischer Betonung auf der letzten Silbe fragte: „Máš ten aparát-T? Nemáš hla-D? Co říká ten šarlatá-N?“ – „Hast du den Apparat? Hast du keinen Hunger? Was sagt dieser Scharlatan?“

Zu meiner Rechten saß ein Ehepaar. Ehepaare in einem Omnibus erkennt man daran, daß sie miteinander nicht reden. Diese Dame befand sich bereits in einem Alter, in dem ein jeder Flirt geeignet ist, das weibliche Selbstvertrauen aufzurichten. Meinen Gegenrhythmus bei der Besichtigung hielt sie für einen Don Juan'schen Trick und vertraute sich ihrem Mann an. Wo immer wir dann gebückt ausstiegen, ging er diskret fort und hoffte, seine Frau würde ihm in Wien mit mir durchbrennen, und für ihn würden endlich die Ferien ausbrechen.

Mir kam der Gedanke, daß meine Tochter kein Kind mehr war und sie das Leben ganz ungeschminkt sehen sollte, daher lenkte ich ihre Aufmerksamkeit auf die Situation, die entstanden war.

Ihr Standpunkt erstaunte mich allerdings. Freundschaftlich und taktvoll, mit vorsichtig gewählten Worten begann sie mir zuzureden. Kurz und gut, ich gewann aus ihrer Rede den Eindruck, daß ich als ihr Vater und als ihr Freund das Recht hätte, mich für eine Person, vielleicht sogar für eine Persönlichkeit zu halten, als Verführer reisender Ehefrauen jedoch den Höhepunkt meines Reizes zwar nicht weit, aber dennoch überschritten hätte. Ich war nicht auf Reisen gegangen, um meine freundschaftlichen Beziehungen zu Jana zu trüben, daher redete ich ihr den offensichtlichen Irrtum aus. Übrigens hatte mir die Dame gar nicht so gut gefallen.

Mir gefiel eine Französin, die sich auf dem Wege der Genesung befand. Ihrer Figur wegen. Sie trug Blue Jeans, und weil sie wahrscheinlich eine lange Krankheit hinter sich hatte, hatte sie in ihnen so dünne, in Schühchen auf Nadeln endende Beine, daß sie an die berühmten Elefanten Salvador Dalís erinnerte.

Endlich kamen wir in Schönbrunn an. Das ist etwas fast so Schönes wie das berühmte Schloß in Dobříš. Traurig ließ ich meinen Blick über die Millionen Fenster schweifen. Ich suchte vergeblich den lächelnden Glatzkopf des Monarchen. Er war nicht daheim, dafür gab es aber drinnen keine Wand, an der er nicht in einem Rahmen gehangen hätte. Sogar als Baby.

Schönbrunn ist für alle Fremdenführer etwas wie ein feierliches Te-Schoenbrunnum-laudamus. Von allen Seiten wurden wir darauf hingewiesen, was wo passiert war, wo wer gelegen hatte, wie was gewesen war und wieviel es gekostet hatte.

Zwei blutjunge Touristinnen unterhielten sich in der Nähe meines besseren Ohres.

„Du mußt mich irgendwie komisch fotografieren.“

„Fein. Du mich auch.“

„Sure. Aber wie?“

„Well, zum Beispiel wie ich von den Treppen falle. Mama wird lachen.“

„Meine Familie mag ausgeflippte Ferienfotos.“

„Meine auch. Mein Bruder hat ein Foto, wie er an seiner Krawatte an einem Baum hängt.“

„Dann komm', geh'n wir nach vorn. Ich laß mich vor dir fallen.“

Als wir zurückfahren, schwieg der Führer. Er hatte nichts mehr, was er uns hätte erklären können. Alle waren wir alte Wiener gewesen. Bei der Oper steigt man aus und gibt ein Trinkgeld.

Die Frau sah sich noch einmal nach mir um und bog dann hinter ihrem Mann in die Kärntnerstraße ein.